

1000 TAGE FRÜHLING

Wie ich fast ohne Geld um
die halbe Welt gereist bin



Tomislav Perko

1000 TAGE FRÜHLING

Wie ich fast ohne Geld um
die halbe Welt gereist bin

Tomislav Perko

riva

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie. Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://d-nb.de> abrufbar.

Für Fragen und Anregungen:

info@rivaverlag.de

1. Auflage 2016

© 2016 by riva Verlag, ein Imprint der Münchner Verlagsgruppe GmbH

Nymphenburger Straße 86

D-80636 München

Tel.: 089 651285-0

Fax: 089 652096

Die kroatische Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel *1000 dana proljeća*, © Tomislav Perko LTD

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme gespeichert, verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Übersetzung des Buches aus dem Kroatischen: Maja Burus

Übersetzung von Vorwort und Serviceteil aus dem Englischen: Christa Trautner-Suder

Redaktion: Antje Steinhäuser, München

Umschlaggestaltung: Miroslav Vujović

Umschlagabbildung: Tomislav Perko

Fotos im Innenteil: Tomislav Perko

Satz: Satzwerk Huber, Germering

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN Print 978-3-7423-0003-4

ISBN E-Book (PDF) 978-3-95971-428-0

ISBN E-Book (EPUB, Mobi) 978-3-95971-429-7

Weitere Informationen zum Verlag finden Sie unter

www.rivaverlag.de

Beachten Sie auch unsere weiteren Verlage unter www.muenchner-verlagsgruppe.de

Für dich.

Inhalt

Vorwort oder Was würden Sie tun, wenn Sie wüssten, dass Sie dabei nicht scheitern können?	9
1.000 Tage Frühling	11
Tipps, wie auch Sie mit einem Budget von 10 Euro am Tag um die Welt reisen können	224

Vorwort

oder

Was würden Sie tun, wenn Sie wüssten,
dass Sie dabei nicht scheitern können?

Hätte mir vor wenigen Jahren jemand gesagt, dass ich Autor werde und mein erstes Buch in viele Sprachen übersetzt wird, hätte ich geantwortet, das sei unmöglich. Aber genau so ist es gekommen.

Hätte mir vor wenigen Jahren jemand gesagt, dass ich mit nur ein paar Euro in der Tasche fünf Kontinente bereisen würde, hätte ich geantwortet, das sei unmöglich. Aber genau so ist es gekommen.

Beides ermöglichte es mir, meine Geschichte zu erzählen, und ermöglicht es Ihnen, dieses Buch zu lesen. Wie konnte das geschehen? Ganz einfach: Beides habe ich gewollt. Das ist alles. Ich wollte reisen – also tat ich es. Nachdem ich fünf Jahre gereist war, wollte ich ein Buch schreiben – also tat ich es.

Den meisten Leuten erscheint es erstaunlich, kühn oder gar unmöglich, solche Dinge zu tun, und sie glauben, sie könnten es nicht. Daher lesen sie die Geschichten von denjenigen, die es getan haben, und denken dabei, dass diese Leute irgendetwas haben, was ihnen selbst fehlt. Ihnen fehlt aber nichts. Vielleicht einfach nur etwas Entschlossenheit.

Das ist alles.

Ja, ich hatte Angst. Die Lösung: Ich reiste zunächst ein bisschen und sah, dass meine Angst unbegründet war. Ja, ich hatte kein Geld. Die Lösung: Ich nutzte alternative Reisemöglichkeiten und schaffte es dadurch, mit wenig Geld um die ganze Welt zu reisen. Am Ende stellte ich fest, dass man nur einmal mutig sein muss, nämlich in dem Moment, in dem man sich dafür entscheidet, es zu tun. Wenn man losgeht und seine Komfortzone verlässt. Alles andere geschieht dann ganz von alleine.

Dieses Buch habe ich in einem Fischerdorf in Ecuador geschrieben, am Ende meiner Reise um die Welt. Da diese Reise unter dem Motto *1000 Tage Sommer* stand, sollte das Buch auch genau so heißen. Aber als ich mit dem Schreiben anfang, wollte ich zunächst über all das schreiben, was vor mei-

ner Reise passiert war, über die Dinge, die zu dieser Reise geführt hatten. Dinge, die vielleicht sogar noch wichtiger sind als die Reise selbst. Nach fünf Monaten in diesem Fischerdorf in Ecuador merkte ich, dass ich bereits mehr als zweihundert Seiten über die Zeit vor meiner Reise um die Welt geschrieben hatte. Daher beschloss ich, dass es zwei verschiedene Bücher geben würde – und da dieses hier über die Zeit vor *1000 Tage Sommer* berichtet, nannte ich es *1000 Tage Frühling*.

Erwarten Sie sich nicht zu viel von diesem Buch. Es ist ein einfaches Buch, geschrieben von einem Typen, der in der Schule nie gute Noten im Aufsatzschreiben bekommen hat. Wahrscheinlich werden Sie immer wieder etwas lesen und sich dabei denken: Das ist nichts Besonderes, das könnte ich auch! Und damit haben Sie vollkommen recht: Meine Geschichte ist nichts Besonderes und auch ich bin nichts Besonderes. Ich habe lediglich beschlossen, meinen Träumen zu folgen. Also: Ja, natürlich können Sie das auch.

Vor ein paar Monaten sah ich einen Kühlschrankmagneten auf dem stand: *Was würden Sie tun, wenn Sie wüssten, dass Sie dabei nicht scheitern können?* Ich denke, genau das ist es – das ist der Grund, warum mir alle diese Dinge gelungen sind. Weil Scheitern nie eine Option für mich war. Weil ich nie einen Plan B hatte.

Wenn Sie dieses Buch gelesen haben, stellen Sie sich genau diese Frage: Was würde ich tun, wenn ich wüsste, dass ich dabei nicht scheitern kann?

Dann beantworten Sie sich diese Frage.

Und dann tun Sie es.

Sie werden sehen, es ist ganz einfach.

Tag 794

»Mein nächster Gast wird uns erzählen, wie man fast ohne Geld reisen kann«, kündigt Daniela an. »Meine Damen und Herren, Tomislav Perko!«

Das Publikum bekommt das Zeichen für Applaus, und die Tür, über der »8. Etage« steht, öffnet sich. Ich gehe ins Studio, steige auf die Bühne, schüttele Daniela die Hand und setze mich in den roten Sessel ihr gegenüber.

Ich bin nervös. Immerhin bin ich Gast in einer der populärsten kroatischen Sendungen. Ich wurde eingeladen, um über meine Reisen zu sprechen, mit anderen Reiseschriftstellern, Menschen, die schon unterwegs waren, als ich ohne die Erlaubnis meiner Mutter noch nicht einmal den Kinderspielplatz verlassen durfte.

Ich bin gekommen, um meine Geschichte zu erzählen. Die der letzten zwei Jahre, und sie muss in weniger als zehn Minuten zusammengefasst werden.

»Tomislav, Sie sind mein jüngster Gast«, beginnt Daniela. »Wie alt sind Sie?«

»Fünfundzwanzig«, antworte ich und atme tief aus.

»Sie sind im letzten Jahr Ihres Wirtschaftsstudiums«, fährt sie fort.

»Genau, mit noch einer Prüfung, die ich bestehen muss.«

»Sie haben auch Arbeitserfahrung. Heute tragen Sie sehr lässig ein T-Shirt mit Kapuze, doch bis vor Kurzem trugen Sie Krawatte und Anzug.«

Bis vor Kurzem. Zeit ist so ein relativer Begriff. Ich könnte wetten, dass seither ein ganzes Leben vergangen ist. Oder mehrere.

»Ja, ich habe ein paar Jahre als Broker gearbeitet, lebte in einer komplett anderen Welt, zog mich schön an, ging an schöne Orte und kaufte mir schöne Sachen. Zum Glück kam die Finanzkrise ...«

Bitte anschnallen, wir heben ab!

Tag 1

Ich saß auf einem abgenutzten blauen Sofa, hatte immer noch meinen teuren Anzug an und rollte einen Joint. Das war der beste Teil meines Tages, ein paar Minuten der Ruhe, des Friedens, ohne über etwas nachdenken zu müssen. Die Belohnung nach einem anstrengenden Arbeitstag. Besonders an diesem Tag, nachdem mir bewusst geworden war, in welcher ausweglosen Lage ich mich befand.

Noch ein paar Wochen zuvor schien alles perfekt zu sein. Alle hielten mich für einen der vielversprechendsten jungen Broker auf dem Markt, mit einer ausgezeichneten Nase, wenn es um den An- und Verkauf von Aktien ging. Aufgrund der Geschwindigkeit, mit der ich die Transaktionen durchführte, gaben sie mir einen Spitznamen: der schnellste Finger.

Ich führte ein Portfolio von fast hunderttausend Euro. Zwei Jahre zuvor hatte ich mit zwanzigtausend begonnen. Nachdem sich der ursprüngliche Betrag erhöht hatte, schaffte ich es, meine Verwandten und Familie davon zu überzeugen, auch zu investieren, und ich nahm auf ihre Anteile Kredite auf. Ich versprach ihnen, dass man an der Börse kein Geld verlieren könne, und sagte, dass es schade sei, die Chance auf einen so großen Gewinn zu verpassen.

Sie glaubten mir.

Für mich war das alles nur ein Spiel, Spaß, Adrenalin. Die Wahrheit war, dass ich über Aktien, Finanzberichte und Indikatoren gar nichts wusste. Ich war ein Student der Wirtschaftswissenschaften, ohne Qualifikation für den Job als Broker, aber ich war ein Experte darin, mein eigenes Unwissen zu verstecken. Ich hörte älteren Kollegen immer aufmerksam zu, wenn sie über die aktuelle Börsensituation sprachen, welche Aktien überwertet und welche unterschätzt wurden, wie es auf den ausländischen Märkten stand, was die erwarteten Trends waren. Damit schlug ich drei Fliegen mit einer Klappe: Ich gewann ihren Respekt, weil sie sich gut fühlten, wenn ihnen jemand zuhörte und ihre Meinung schätzte, vermied dabei Fragen über mich selbst, und die Prognosen, die sie mit mir teilten, verwendete ich, wenn Klienten auch von mir eine Prognose haben wollten.

Ich war ein Daytrader, kurzfristige Spekulationen interessierten mich, wenn möglich innerhalb eines Tages. Ich verließ meinen Arbeitsplatz nicht selten mit ein paar Hundert Euro. Mein Rekord waren zweitausend Euro, verdient in weniger als zwei Stunden. Ich erwarb mir mit meinen – manch-

mal verrückt mutigen – Schachzügen den Respekt meiner Kollegen und einen guten Ruf.

Tatsächlich war ich nur ein Zocker, der seit der Mittelschule in Wettstuben seine Zeit verbrachte, später auch in Kasinos. Ich wurde süchtig nach dem Gefühl der Aufregung und Unsicherheit, das ich dabei fühlte. Und als Student im ersten Jahr fand ich einen idealen Ersatz dafür, den die Gesellschaft nicht nur rechtfertigte, sondern auch noch förderte.

»Ich bin ein Broker«, sagte ich meinen Freunden manchmal an der Uni, um meinen bequemen Lebensstil und meine Abwesenheit zu begründen. Das klang so wichtig und kühn, ich fühlte mich besonders. Ich war kein Student wie alle anderen, ich gab mir keine Mühe, die Prüfungen zu bestehen, ich hoffte nicht auf ein Diplom, um einen gut bezahlten Job und soziales Ansehen zu finden. Ich hatte das schon.

Der Markt wuchs ständig, alle verdienten Geld, es gab neue Maklerfirmen, Investmentfonds, es gab immer mehr Investitionsmöglichkeiten.

Bis zu jenem schwarzen September 2008.

Der drastische Kollaps der Immobilienpreise in Amerika, der Zusammenbruch der größten Banken der Welt, die Rezession ... Der Markt war plötzlich im freien Fall. In unserem Markt, aber auch in den Märkten weltweit, fielen die Aktien wie verrückt, manche sogar um 70 Prozent. Es wurde über die schlimmste Finanzkrise in den letzten achtzig Jahren gesprochen, über die Milliarden, die jeden Tag verschwanden, und zum ersten Mal wurde auch das Wort erwähnt, das kein Broker hören will und das sich auf Cash reimt.

In jenen Tagen starrten wir hilflos auf die Bildschirme und zählten nach Börsenschluss die Verluste zusammen. Wir und unsere Klienten. In nur wenigen Tagen verloren Menschen ihre Lebensersparnisse. Sie riefen uns an und verlangten eine Erklärung. Und wir wussten nicht, was wir sagen sollten.

Am schlimmsten war, dass sich das Szenario Tag für Tag wiederholte. Die Aktien verloren fortlaufend an Wert, und die Menschen mussten zuschauen, wie ihr Geld vor ihren Augen verschwand. Wir wurden alle, mild ausgedrückt, wahnsinnig. Die einzige Alternative zu diesem Wahnsinn war, alles, was man noch hatte, zu verkaufen. Retten, was noch zu retten war.

Das tat ich auch. Ich verkaufte alle Aktien, die ich besaß, schloss alle Kredite und zählte die Verluste zusammen.

Dreißigtausend Euro.

Dreißig. Tausend. Euro.

Ich lehnte mich zurück und zündete den Joint an.

Tag 794

Ich erinnere mich an das Gefühl im Magen, das ich zu dieser Zeit oft gespürt habe. In ein paar Wochen hatte ich eine Summe verloren, für die manche Menschen jahrelang jeden Tag hart arbeiten müssen, um sie zu verdienen. Das Geld war weg, einfach so. Und ich musste es irgendwie wieder zurückzahlen. Ich musste einen Weg finden.

Alles schien unwirklich. Hoffnungslos. Depressiv.

»Wie können Sie behaupten, dass die Finanzkrise *zum Glück* kam?«, wundert sich Daniela.

Ich kenne diesen Blick. Wenn mir damals jemand gesagt hätte, dass der Verlust des Geldes mit das Beste sein würde, das mir passieren konnte, dass ich zwei Jahre später dankbar dafür sein und diese Situation als einen Segen betrachten würde, hätte ich ihn gebeten, mir auch etwas von seinem Stoff zu geben. Denn es war offensichtlich guter Stoff.

Doch aus heutiger Sicht bin ich wirklich froh, dass es geschehen ist.

»Nun, ich kann das sagen, weil die Krise meine Einstellung zum Leben verändert hat. Als ich dieses Geld und alles, woran ich mich gewöhnt hatte, verloren habe ...«

»Hat es Sie zugrunde gerichtet?«, unterbricht sie mich. »Finanziell, meine ich.«

»Oh ja, es hat mich zugrunde gerichtet. Finanziell, aber auch psychisch.« Einige Menschen im Publikum fangen an zu lachen.

»Ich habe gekündigt«, fahre ich fort, »und angefangen, in einer Saftbar zu arbeiten. Das hat mein Leben komplett verändert.«

Tag 31

»Martina, wir brauchen einen Studenten, der hinter der Bar arbeiten wird«, hörte ich Mungo am Nebentisch sagen. »Allein schaffen wir das nicht mehr.«

Ich fand die beiden großartig. Sie waren die Eigentümer der Saftbar in Zagreb, in der ich jede Mittagspause verbracht hatte. Nur zwei Minuten von meinem Büro entfernt, aber weit genug von den Bildschirmen, den roten Zahlen und der allgemeinen Depression, die in den letzten paar Tagen und Wochen im Büro herrschte. Ein sicherer Hafen.

»Ich könnte einspringen«, warf ich ein, während ich meinen Erdbeer-Smoothie auf dem bemalten Holzstuhl abstellte.

Sie schauten mich verwirrt an, hielten einen Moment inne und brachen in Gelächter aus. Ich lachte mit ihnen und wusste nicht wirklich, wie ich auf diese Idee überhaupt gekommen war.

»Warte mal«, sagte Martina, immer noch lachend, »du bist ein Broker, wenn ich mich nicht irre.«

»Ja«, antwortete ich vergnügt.

»Jeden Tag, während deiner Pause, kommst du hierher in Anzug und Krawatte und bestellst einen Saft für 3 Euro 50«, fuhr sie fort.

»Genau.«

»Und jetzt möchtest du hinter der Bar arbeiten und diese Säfte zubereiten?«

»Ja.«

»Bist du Student?«

»Ja.«

»Wie kannst du gleichzeitig ein Student und Broker sein?«

»Das ist eine lange Geschichte.«

»Wie viel verdienst du dort?«

»Fünf Euro pro Stunde, plus ein paar andere Sachen.«

»Wie diesen Anzug, den du trägst?«

»Wie diesen Anzug, den ich trage.«

»Und jetzt verarschst du uns hier«, unterbrach sie Mungo. »Du weißt, dass wir dir nicht einmal die Hälfte geben können.«

»Schaut mal«, antwortete ich mit demselben, ernsten Ton, »ich mag diesen Ort. Ich komme jeden Tag hierher, um mich von dem ganzen Mist im Büro zu erholen. Ich habe hier noch nie jemanden gesehen, der gestresst

ist. Menschen kommen mit einem Lächeln rein, bestellen einen Saft, bezahlen, bedanken sich und trinken ihn zufrieden. Ja, ich möchte hier arbeiten. Ich weiß, dass ihr mir nicht einmal die Hälfte zahlen könnt, aber das ist mir wirklich nicht wichtig.«

Mungo stand von seinem Tisch auf und setzte sich neben mich.

»Ist das dein Ernst?«, fragte er.

»Das ist mein Ernst«, antwortete ich.

»Für wie viel Geld würdest du arbeiten?«

»Geld ist mir nicht wichtig. Ich möchte arbeiten. Zahlt so viel ihr könnt.«

»Okay, dann ist es für dich auch kein Problem, kostenlos zu arbeiten«, provozierte er und schaute mir in die Augen.

»Nein.« Ich spielte lächelnd mit, ohne den Blickkontakt abubrechen.

Das dauerte zehn lange Sekunden.

»Sei morgen um zehn vor acht hier«, sagte er und ging zurück zu Martina. »Dein Stundenlohn ist drei Euro.«

Ich trank meinen Smoothie und ging zurück ins Büro. Dort erwarteten mich Anrufe verärrgerter Klienten, rote Farbe auf den Bildschirmen, schlechte Nachrichten auf jedem Internetportal. Der übliche Arbeitstag.

Ich schnappte mir einen Kugelschreiber und ein Blatt Papier, zog eine Linie durch die Mitte, schrieb BROKERFIRMA auf eine Seite und SAFTBAR auf die andere. Angespannte Arbeitsatmosphäre im Gegensatz zu entspannter. Unzufriedene, nervöse und anspruchsvolle Klienten im Gegensatz zu unbeschwerten und dankbaren. Arbeit am Computer im Gegensatz zu Arbeit hinter der Bar, in Gesellschaft von frischem Obst und Gemüse. Anzug und Krawatte im Gegensatz zu Kleidung, in der ich mich wohl fühle. Stundenlohn von fünf Euro plus Nebenleistungen im Gegensatz zu Hungerlohn, der eventuell für die Warmmiete genügen würde.

Das Leben hatte wirklich Sinn für Humor. Die letzten paar Jahre meines Lebens hatte ich ausschließlich damit verbracht, Geld zu kontrollieren. Doch die Rollen waren eigentlich umgekehrt: Das Geld hatte die Kontrolle über mich erlangt. Ich stellte fest, wie begrenzt und von Geld bestimmt mein Leben war, vor allem jetzt, wo keins mehr da war.

Ich war in eine Falle getappt. Ich hatte gespart, jeden Tag nach neuen Wegen gesucht, um noch mehr zu verdienen, um mir etwas Neues kaufen, um mir etwas Luxus gönnen zu können. Und ich dachte, ich wäre der Chef in dieser Beziehung, aber da lag ich komplett falsch. Wie immer musste ich das auf die harte Tour lernen.

Geld. Der einzige Grund, um beim aktuellen Job zu bleiben.

Ich schaute mir noch einmal an, was ich aufgeschrieben hatte, nahm mir die Krawatte ab, stand von meinem Stuhl auf, klopfte an die Tür des Direktors und kündigte.

»Liebes Team, ich haue ab«, informierte ich meine Kollegen, nachdem ich aus dem Büro des Direktors gekommen war. Sie waren nicht überrascht, sie hatten auch angefangen, sich neue Jobs zu suchen, nach einem Ausweg aus dem generellen Markt-Chaos. Man wartete nur darauf, wer als Erster durchdrehen und Hals über Kopf abhauen würde. Das war ich, der Jüngste und derjenige, der in den größten Schwierigkeiten steckte.

An diesem Tag beschloss ich, zu Fuß nach Hause zu gehen. Ich kaufte ein Bier, legte mich inmitten eines Parks auf das Gras und schaute in den Himmel.

Von diesem Tag an existierten Aktien für mich nicht mehr – das versprach ich mir selbst, wohl wissend, dass Glücksspieler immer versuchten, sich mit Zocken aus dem Dreck zu retten.

Ich nahm einen Schluck und fühlte mich gut. Als ob ich gerade mit einem Mädchen, das ich schon lange nicht mehr mochte, Schluss gemacht hatte. Ja, ich ging aus dieser Beziehung mit einer riesigen Narbe und würde mich davon noch eine Weile nicht erholen, falls ich es überhaupt je schaffen würde. Aber ich ging.

Und am nächsten Morgen hatte ich ein Date mit einem neuen, aufregenderen, fröhlicheren, gesünderen Mädchen. Einem ärmeren. Das mir jedoch, hoffentlich, helfen würde, meine Ex zu überwinden.

Ich stand auf, schaute auf den grünen Fleck auf der Rückseite meiner Hose und ging unbeschwert nach Hause.

Tag 87

»Warum nennen sie dich Mungo?«, fragte ich meinen Chef eines Abends in einem geheimen Hinterzimmer eines Jazzclubs. Manchmal blieben wir dort bis spät in die Nacht und spielten eine Runde Poker. Die Atmosphäre erinnerte mich an alte Mafiafilme. Wir waren für die anderen Gäste unsichtbar, in einem dubiosen Hinterzimmer, in dem man trank, rauchte und Karten spielte.

Obwohl ich nur ihr Mitarbeiter war, fühlte ich mich wie ein Teil der Familie. Ich nannte Martina schon nach ein paar Tagen Schwester, und sie mich Bruder. Ich war an meinem neuen Arbeitsplatz, mit meinen neuen Arbeitgebern glücklich, und sie waren auch mit mir zufrieden.

Ich ging mit Begeisterung zur Arbeit, erledigte meine Schichten mit einem Lächeln, sprach mit Gästen, reinigte die Saftpresse am Ende des Arbeitstages, schrubbte den Boden und säuberte die Toiletten. Ich lernte Menschen kennen, die anders, interessanter und besonders waren. Wir unterhielten uns über Kunst, Reisen, die gesunde Art zu leben. Es gab keine Typen, die sich mit ihrem Ellbogen an die Bar lehnten und mit einem Bier in der Hand den neuesten Tratsch erzählten. Es gab nicht diese Nervosität und die ewigen Geschichten über Geld. Ich fand ein paar neue Freunde, ging mit ihnen zu Theatervorstellungen, zum Grillen außerhalb von Zagreb, und ich hatte eine sehr gute Beziehung zu Martina und Mungo, so gut, dass sie mich fast jeden Abend nach dem Schließen der Bar auf ein Bier mitnahmen.

»Ich bin in Maksimir¹ aufgewachsen«, erzählte Mungo eines Abends, »und damals fanden wir es lustig, dass jeder aus unserer Clique einen Spitznamen von einem Tier aus dem Zoo hatte. Wenn ich früher als Kind die Situation um mich herum beobachtet habe, streckte ich meinen Hals und drehte meinen Kopf, und jemand von den Älteren hat das bemerkt und gesagt, dass ich ihn an einen Mungo erinnere. Und das war's.«

Ich hörte seinen Schilderungen aufmerksam zu, wie es war, auf Zagreber Asphalt aufzuwachsen und mit Gleichaltrigen aus der Nachbarschaft herumzuhängen, die legendären Dinamo-Fußballspiele zu besuchen, die Überdosis eines engen Freundes mitzuerleben und zu überstehen, und wie es ihn gerettet hatte, Martina kennenzulernen und mit ihr gemeinsam nach Irland zu gehen.

1 Ein Stadtteil in Zagreb, in dem sich das Fußballstadion von Dinamo Zagreb befindet.

Dort waren sie fünf Jahre geblieben.

Es war für mich interessant zu hören, dass jemand, der in der gleichen Stadt aufgewachsen war, eine völlig andere Kindheit erlebt hatte. Im Vergleich zu seiner war meine so unschuldig und unbeschwert gewesen, dass ich beschloss, mein Buch, sollte ich es je schreiben, mit den folgenden Worten zu beginnen: Ich bin in einem Märchen aufgewachsen.

Ich erinnerte mich an den Umzug von einer gemieteten Wohnung in die andere und an die Tage, die ich in den Parks vor dem Gebäude verbracht hatte. Es war mir und meinem Bruder verboten, außerhalb des Parks zu spielen, damit uns unsere Mutter jederzeit im Visier hatte. Ich erinnerte mich, wie ich meine ganze Grundschulzeit damit verbracht hatte, Fußball oder Basketball mit meinen besten Freunden zu spielen. Ich erinnerte mich an meine Lieblingsvideospiele am Ende der Grundschule, wegen denen ich meine Tage vor dem Computer, in einer anderen Welt, verbrachte. Ich erinnerte mich, dass ich nie in einer Clique war, die trank, rauchte, sich schlug oder Mädchen nachstieg. Das erste Mädchen küsste ich am letzten Tag der Grundschule, nur, weil ich ohne meinen ersten Kuss nicht gehen wollte. Obwohl ich das vielleicht hätte machen sollen. Ich erinnerte mich an Katarina, neben der ich drei Jahre lang im Gymnasium in derselben Bankreihe gesessen hatte, mit der ich auch jede kurze Pause in diesen drei Jahren verbracht hatte und die ich am Ende eines jeden Schultages zur Bushaltestelle begleitet hatte. Ich erinnerte mich an die Zulassung zur Uni und an die Tatsache, dass ich mein Studium nach ein paar Vorlesungen fast abgebrochen hätte.

Ich war noch ein Kind, kam frisch aus meiner ersten Beziehung, hatte keine Laster, keine echten Freunde, und ich wusste nicht, was ich mit mir selbst anfangen sollte. Dann, zusammen mit der Clique, mit der ich meine Zeit verbrachte, machte ich verschiedene Lebensphasen durch.

Ich interessierte mich für schnelle Autos, obwohl ich den Golf I von meinem Bruder fuhr. Ich begann auszugehen, manchmal in Parks, manchmal in schicke Bars, einen Sommer lang ging ich in Bars, in denen Volksmusik gespielt wurde, und tanzte auf Tischen, als ob ich Glühlampen auswechseln würde. Ich versuchte mich im Gitarrenspiel, weil ich ein Mädchen erobern wollte, das schön singen und spielen konnte. Ich gab auf, als ich sie aufgegeben hatte. Einen Samstag ging ich in den Norden von Maksimir, zwischen lauter Bad Blue Boys,² weil der Bruder meiner damaligen Freundin ein begeisterter Dinamo-Fan war.

2 Dinamo Zagreb-Fans, die mitunter Stress machen.

Es war ein völlig unwichtiges Spiel. Aber als das Gebrüll von der Tribüne mit dem koordinierten Rhythmus der Trommeln, dem Klatschen und ein paar Tausend brüllenden Kehlen begonnen hatte, war's das. Ich hatte ein neues Hobby. Einen neuen Ort, an den ich gehörte. Ich verpasste kein Spiel in Maksimir und besuchte sie meistens allein. Das Ergebnis war gar nicht so wichtig – wichtig war, so laut zu schreien, wie es nur ging, um das Team zu unterstützen und diese immense Energie zu spüren, die auf der Fantribüne herrschte.

Bald fing ich an, auch Auswärtsspiele zu besuchen. Achtundzwanzig Stunden Leiden im Fanbus bis Auxerre, wo ich bereits vor der slowenischen Grenze Zeuge des Konsums von Opiaten wurde, Diebstähle an Tankstellen, die auf dem Weg lagen, beobachtete und in Auxerre das Durch-die-Stadt-Randalieren, auf der Suche nach einheimischen Fans, miterlebte. Schlussendlich war ich auf der Gästetribüne, umgeben von meinen Begleitern, die mittels Fackeln und Stühlen gegen die Polizei kämpften, während ich, hustend vom Tränengas, meiner Mutter eine SMS schickte, dass alles gut sei und ich weit weg vom Chaos.

Ich war in Norwegen, allein, dort verschlief ich, nach drei Tagen Reise und ein paar Dutzend Bier, das Spiel im Bus vor dem Stadion. Ich war Zeuge eines der größten Siege, und zwar desjenigen über Ajax, inmitten von Amsterdam, und das war auch das Ende meiner Reisen mit Dinamo.

»Dinamo spielt gegen Ajax um den Einstieg in die UEFA Champions League«, stand in den Schlagzeilen der Internetportale. Ich ließ alles stehen und liegen und griff zum Handy.

Gehen wir?

Ich schickte eine Gruppennachricht an all diejenigen Menschen, von denen ich überzeugt war, dass sie der Ausflug nach Amsterdam so sehr wie mich interessieren würde. Was für eine schöne Stadt, voller Geschichte und Kultur! Das war für meine Freunde natürlich sehr wichtig.

Na klar!

Die Antworten waren einstimmig.

Wir schauten uns das erste Spiel gemeinsam an, auf der Nordtribüne in Maksimir. Wir feuerten unser Team an und hofften auf ein zumindest zufriedenstellendes Resultat. Das Highlight des Spiels war der Pass von Schil-

denfeld an einen Spieler von Ajax, der dann ein Tor schoss, und das Spiel endete mit 0:1.

Ich war schon an die schlechten Resultate meines geliebten Clubs bei europäischen Wettbewerben gewöhnt und deshalb traf mich die Niederlage nicht sehr. Ich freute mich immer noch auf das Rückspiel, auch wenn ich wusste, dass ich nur wieder dabei zusehen würde, wie wir es nicht im UEFA Cup schafften. »Es ist nicht wichtig, ob sie gewinnen oder verlieren, wir sind immer hier«, hieß es in einem Fanlied der Bad Blue Boys. Aber schließlich war ich doch allein mit der ganzen Aktion. Meine Freunde fanden einer nach dem anderen Ausreden und beschlossen, doch nicht mitzufahren. Das war nicht einmal eine Woche vor der Abreise.

Weicheier.

»Warum gehst du nicht allein?«, fragte mich Nina, der ich mich in solchen Situationen meist anvertraute.

Nina war meine Kommilitonin an der Uni. Eigentlich viel mehr als eine Kommilitonin. Sie war die Person, die den Besuchen des Gebäudes am Kennedy-Platz einen Sinn gab. Sie akzeptierte ein verwöhntes, stures und engstirniges Wesen, sie veränderte und lehrte es, die Welt anders zu betrachten, indem sie Fragen stellte, durch Beispiele belehrte und bedingungslose Liebe schenkte. Sie war diejenige, die angefangen hatte, aus mir eine Person zu machen.

»Allein?« Ich schaute sie panisch an. »Was soll ich dort allein?«

»Glaub mir, es ist besser, wenn du allein gehst anstatt mit den anderen«, antwortete sie selbstbewusst. »Du wirst übrigens nie etwas auf die Beine stellen, wenn du immer auf andere wartest.«

Ich war sicher, dass sie wusste, wovon sie sprach. In der ersten Vorlesung, bei der wir zusammensaßen, zeigte sie mir Fotos aus Indien, Brasilien, Portugal. Sie war ein paar Jahre älter als ich und komplett anders, aber wir verstanden uns trotzdem, oder gerade deswegen, sehr gut. In ihren Augen konnte ich die Aufregung, die Ungewissheit, das Abenteuer sehen, alles was mich erwartete, falls ich mich auf den Weg machen würde. Das war wunderbar. Und gleichzeitig auch beängstigend. Die Angst vor der Einsamkeit, irgendwo weit weg. Auf mich allein gestellt.

»Kommst du mit mir?«, flehte ich sie an.

»Haha, keine Chance!«, erwiderte sie. »Das ist dein Weg, such nicht nach einer einfachen Ausflucht. Es ist ein viel besseres Gefühl, wenn du etwas selbst machst, ohne die Hilfe der anderen.«

»Ich kann es kaum erwarten, den Ausdruck in deinen Augen zu sehen, wenn du zurückkommst!« Ich erinnerte mich an ihren letzten Satz, als ich

am Hauptbahnhof ein Ticket, im Zentrum einen großen Rucksack und einen Schlafsack und schließlich außerhalb des Stadions ein Ticket für das Spiel kaufte. Ich war bereit.

Ich musste nicht lange auf den Beginn des Abenteuers warten. Schon beim Einstieg in den Zug traf ich zwei Jungs, die wie ich zum Spiel gingen. Sie boten mir von ihrem Wein an und ich ihnen von meinem Brot und meiner Pastete aus dem Studentenzentrum. Gerade als wir wieder nüchtern wurden, schmiss mich der deutsche Schaffner mit Hilfe der örtlichen Polizei aus dem Zug, mit der Begründung, mein Ticket sei »falsch«. Ich schaffte es jedoch mit ein paar Stunden Verspätung bis nach Amsterdam. Ich kam zu Jeff und Andy, zwei Typen, die ich durch das soziale Netzwerk Couchsurfing, von dem ich einige Monate vorher erfahren hatte, kannte. Während der folgenden paar Tage lebte ich im Stadtzentrum, in einer Wohnung, die über einem Laden mit mehr als dreihundert Sorten von Bier, Wein und Spirituosen lag. Die beiden führten den Laden.

Als echter Einheimischer hatte ich mein eigenes Fahrrad, wanderte an den wunderschönen Kanälen entlang, sah mir die Häuser an, die mir auch ohne den Einfluss von Opiaten enorm lebendig vorkamen. Ich fand ein paar neue Freunde, lieh mir eine Gitarre aus, spielte das erste Mal vor Passanten als Straßenmusikant und war dabei, als die blauen Jungs das Spiel mit 3:2, einer der größten Siege, gewannen.

Doch der Moment der Reise, der am meisten in meiner Erinnerung haften blieb, geschah nach dem Spiel. Ich war in der Wohnung, erschöpft, hungrig und durstig. Hinter mir lagen hundertzwanzig Minuten Geschrei und Klatschen, umso mehr, da wir keine Trommeln ins Stadion tragen durften. Vor mir standen knuspriges Hühnerfleisch, salzige Pommes mit Ketchup und ein Liter Fanta, die ich mir unterwegs gekauft hatte. Ich fing an zu essen, als ob es meine letzte Mahlzeit sein sollte. Als meine Genusssucht an ihrem Höhepunkt angelangt war, nahm ich den Deckel des Plastikbechers ab. Sie hatten mir Coca-Cola anstatt Fanta gegeben.

Für mich brach eine ganze Welt zusammen.

»Okay, die Situation ist folgendermaßen«, begann ich das Gespräch mit mir selbst nach einer Minute des Schocks. »Du hast großen Durst und du hasst Coca-Cola. Der Laden ist hundert Lichtjahre entfernt. Im Kühlschrank gibt es nichts Interessantes. Gibt es eine Chance, dass du dir für einen Moment vorstellst, dass diese schwarze Flüssigkeit, die vor dir steht, tatsächlich das leckerste Getränk der Welt ist? Und du versuchst es zu genießen. Na?«

Ich brachte das verwöhnte Gör in mir zum Schweigen, schloss meine Augen, brachte den Becher meinem Mund näher und trank.

Es funktionierte!

Während ich am Hühnerbein kaute und das Getränk trank, fragte ich mich: Wenn ich nur durch Willenskraft anfangen kann, etwas zu mögen, das ich nicht mag, was kann ich in meinem Leben dann noch auf diese Weise ändern? Muss ich alles bisher Gelernte, alles, was ich bisher probiert habe, infrage stellen? Einschließlich aller Meinungen, die ich mir in all diesen Jahren gebildet habe – und muss ich wieder von vorne beginnen? Das Leben mit neuen Augen sehen, mit neuem Mund schmecken, ein ganz neues Wesen an den Tag legen?

Das war der Höhepunkt der Reise, und nach diesem Ausflug wollte ich nicht mehr mit Dinamo reisen, ich wollte nach ähnlich erhellenden Erfahrungen suchen.

»Tom, mein Freund«, unterbrach mich Mungo, »man lernt einiges, während man reist. Scheiß auf die Schule, scheiß auf die Uni, das Leben ist der beste Lehrer. Das Leben außerhalb unserer Grenzen: der geografischen, moralischen und kulturellen. Auf der Reise musst du alles, was du gelernt hast, vergessen, und dir dessen bewusst sein, welche Illusionen dir deine Umgebung, die Schule und die Kirche mitgegeben haben. Während des Reisens bist du frei, niemand außer dir selbst beurteilt dich. Das findest du auf dem Weg: dein wahres Ich. Und deine Antworten, wenn du genug Lebenserfahrung im Arsch hast. Du kannst Bücher lesen, Dokumentarfilme sehen, mit deinen Freunden in einem rauchigen Raum eines Jazzclubs philosophieren, aber das alles hat keinen Wert. Bis du rausgehst und es selbst erlebst. Bis du aus deinen eigenen Fehlern lernst. Denk dran.«

Tag 794

Wie oft ich auch meine Cola-Fanta-Geschichte aus Amsterdam erzählte, niemand verstand sie. Niemand konnte es glauben, dass mir nach meiner ersten Soloreise, nach ein paar Tagen in einer Stadt wie Amsterdam, nachdem ich bei einem der größten Spiele überhaupt anwesend gewesen war, als wichtigste Geschichte, die ich immer wieder erzählte, die gewöhnliche Feststellung blieb, dass man etwas Gelerntes einfach ändern konnte.

Und so erschloss sich die wichtigste Geschichte, die mir widerfahren war, nur mir allein. Nur ich hatte sie wirklich verstanden.

»Etwa zu der Zeit, als ich begonnen habe, in der Saftbar zu arbeiten, fing ich intensiv damit an, Menschen über CouchSurfing zu hosten ...«

»Was ist CouchSurfing?« Daniela unterbricht mich wieder.

»CouchSurfing ist eine Online-Gemeinschaft, bei der sich Reisende gegenseitig in ihren privaten Wohnungen empfangen.«

Es wäre unmöglich, die unzähligen Erfahrungen, die ich mit CS gemacht habe, in einem Satz wiederzugeben. Wie sollte ich die Jahre zusammenfassen, in denen ich fast täglich Zeit mit Menschen in meinem oder ihrem Zuhause verbracht habe, während wir Geschichten, Witze, Erfahrungen austauschten? Wie sollte ich die intensiven Abende, schlaflosen Nächte, die Verbindung mit Menschen auf dem Sofa neben mir wiedergeben?

»Also, Sie bieten ein Sofa zum Übernachten an?«

»Sofa, Bett, Matte auf dem Boden, hängt davon ab, wie viel Platz man hat.«

Ich erinnere mich an einen meiner Gäste, der auf den Küchenfliesen schlief, neben zwanzig Bierflaschen und ein paar Pizzakartons. Die guten alten Zeiten.

»Sie bekommen ein Dach über dem Kopf und eine Mahlzeit?«

»Ein Dach über dem Kopf und eine Mahlzeit, wir gehen gemeinsam aus, etwas trinken ... hängt davon ab, was wir vereinbaren. Das Entscheidende beim CouchSurfing ist aber nicht, dass man etwas gratis bekommt, sondern dass man neue Freundschaften schließt und die Kultur aus der Perspektive der Einheimischen kennenlernt. So habe ich bisher mehr als hundert Menschen in Zagreb gehostet. Und vor eineinhalb Jahren habe ich selbst angefangen zu reisen. So beschloss ich eines Tages, Sofia zu besuchen ...«